

Das Hochstift Hildesheim in der deutschen Geschichte*

Von Manfred Hamann

1. Allgemeines

Es ist ein so alter wie guter Brauch, daß Zusammenkünfte historisch engagierter Verbände wenigstens dort, wo der Tagungsort Kultur und Geschichte anbietet, dem *genius loci* ihre Reverenz erweisen. Sie haben sich daher bereits über Stadtbild und Vergangenheit Hildesheims informieren lassen, und die Sehenswürdigkeiten werden Sie erwandert haben. So weit, so normal. Als ungewöhnlich, überraschend habe ich es dagegen empfunden, daß Sie auch die zugehörige Landesgeschichte, also die des versunkenen Hochstifts Hildesheim, in Ihr Programm einbezogen haben. Gewiß, die Verbindung tritt hier augenfälliger in Erscheinung als etwa in Hannover. In Hildesheim haben bis in die Gegenwart hinein Dom und Bischofsresidenz sowie eine ungewöhnlich große Zahl mittelalterlicher Klöster und Stifte das Stadtbild geprägt; in einer Fülle und Qualität, wie sie ohne die Ausstrahlung und Finanzkraft einer geistlichen Residenz kaum denkbar ist. Die bürgerliche Siedlung bildet mit Rathaus, Märkten, Geschäfts- und Wohnstraßen gleichsam einen Kontrapunkt, freilich seit 1945 fast ohne historische Patina. Übrigens darf ich noch auf eine dritte Schicht repräsentativer Architektur aufmerksam machen, die allerdings zwischen den klobigen Nachkriegsbauten nicht mehr recht in Erscheinung tritt: Ich meine die staatlichen Verwaltungsbauten der wilhelminischen Zeit. Sie waren ebenso wie Kirchen und Kurien in Stein aufgeführt und konnten daher aus Ruinen wiedererstehen, während die alte deutsche Stadt, die romantischen Straßenzüge und einzigartigen Fachwerkbauten 1945 bis auf bescheidene Reste in Schutt und Asche fielen. Der wiederbelebte, als Denkmalpflege getarnte historische Geschmack mag einzelne Höhepunkte niedersächsischer Zimmererkunst wiedererstehen lassen, die Bürgerstadt des 18./19. Jahrhunderts ist als Ensemble unwiederbringlich verloren.

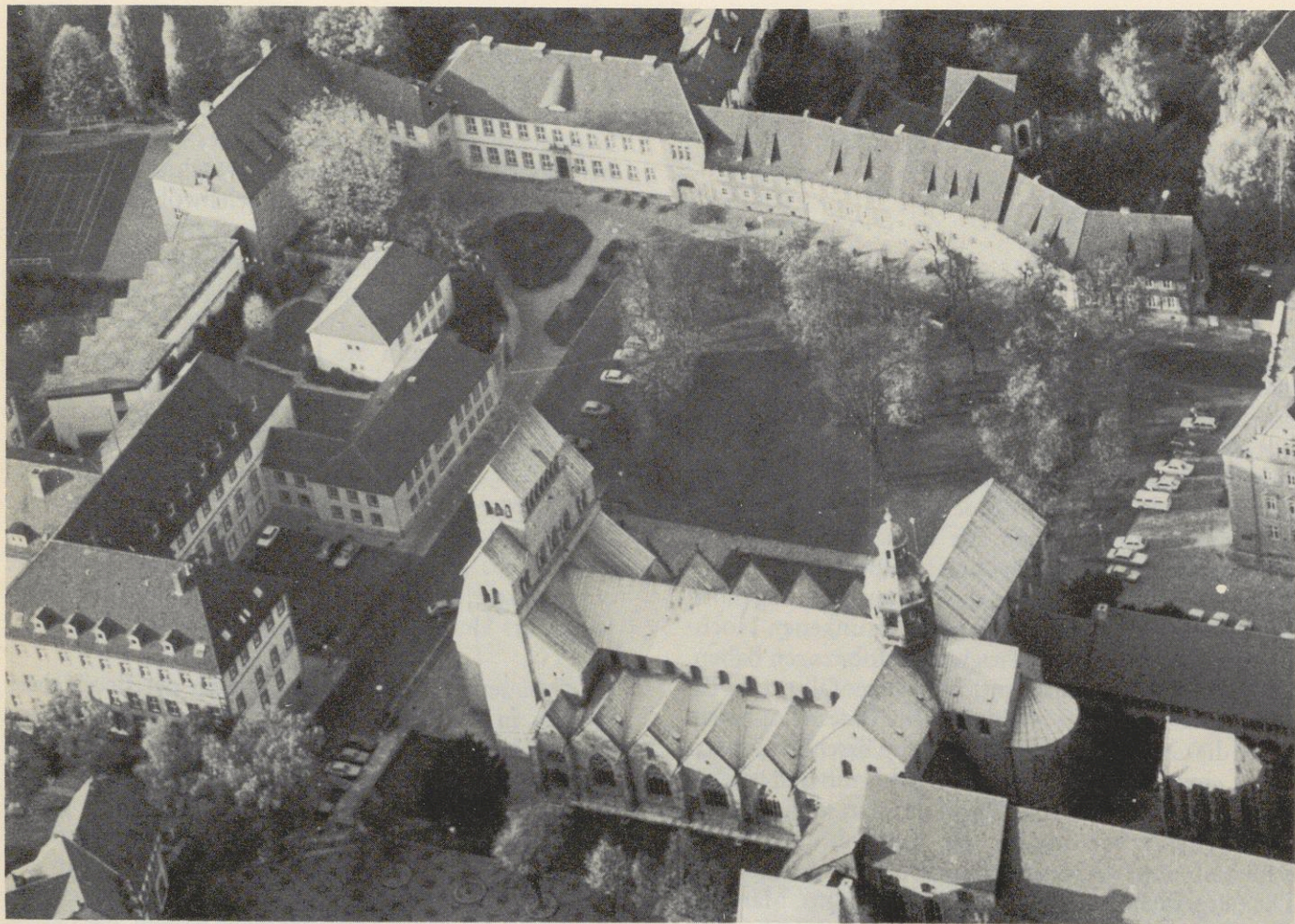
Der – allen Katastrophen und politischen Konjunkturen zum Trotz – noch immer lebendige Zusammenklang von Kirche, Staat und Kommune ist jedem bes-

seren Geschichtskenner vertraut. Als Genealogen, die historisches Werden, Wachsen und Vergehen im Schicksal von Familien erforschen und erfahren, werden Sie gegen den Irrtum gefeit sein, als ließe sich die Geschichte einer Stadt von der ihres Umlandes trennen, so wie es die moderne Stadtgeschichtsforschung über weite Strecken hin tut. Gleichwohl werden Sie mir erlauben müssen, von der umgekehrten Seite in die gleiche Kerbe zu hauen, ich werde die in der Stadt Hildesheim seit dem späten Mittelalter natürlich dominierende bürgerliche Tradition weitgehend ausklammern müssen; denn Sie haben mir die Aufgabe gestellt, in der Kürze eines Vortrages über die Rolle des Hochstifts Hildesheim in der deutschen Geschichte zu sprechen. Auf den ersten Blick scheint dies nicht sonderlich schwierig. Liegt doch aus der Feder des – späteren – Kardinals Adolf Bertram eine dreibändige Bistumsgeschichte vor, „von der mit Recht gesagt ist, daß sie die bedeutendste Bistumsgeschichte ist, die eine Diözese überhaupt besitzt“ – ein Urteil des Domkapitulars Hermann Seeland aus dem Jahre 1948.¹

Bei genauerem Hinsehen findet sich der Beobachter freilich in der Situation eines Menschen, dem eine Gruppe von Bäumen einzeln, Stück für Stück akribisch beschrieben wird, der gleichwohl Schwierigkeiten hat, sich ein Bild des ganzen Waldes zu machen. Denn vor uns steht ja kein unveränderliches Gebilde – wie etwa die Bernwardssäule. Vielmehr haben sich die Wesensmerkmale sowohl der *kirchlichen* Institutionen, des Bistums oder, wie wir genauer sagen wollen, der Diözese Hildesheim wie auch des *staatlichen* Gebildes, genannt Hochstift Hildesheim, im Laufe eines Jahrtausends gründlich gewandelt. Wobei ich sicherheitshalber darauf hinweise, daß Diözese und Hochstift weder vor noch nach der Reformation deckungsgleich waren, daß das Hochstift 1802 säkularisiert und auf dem Umwege über Preußen schließlich an das Königreich Hannover gelangte, daß die Diözese aber 1824 neu abgesteckt worden ist. Ständig verändert hat sich selbstverständlich auch das wunderliche Staatswesen mit

* Vortrag, gehalten auf dem XXXV. Deutschen Genealogentag am 4. September 1983 im Hildesheimer Rathaus.

1 H. Seeland: Kurzer Abriß der Geschichte des Bistums Hildesheim, Hildesheim 1948, S. III; die „Geschichte des Bistums Hildesheim“ von Adolf Bertram ist in 3 Bänden zwischen 1899 und 1925, Leipzig/Hildesheim, erschienen. Eine Übersicht über die Bistumsgeschichte enthält M. Hamann: Geschichtliche Kräfte im Hildesheimer Raum, in: NArchfNds 13, 1964, S. 195 ff.



*Luftaufnahme der Kernzelle des Bistums: der Hildesheimer Dombügel
(1983)*

dem Namen eines Heiligen Römischen Reiches, dessen Kontinuität von Karl dem Großen bis Kaiser Franz keineswegs so gleichmäßig und selbstverständlich ist, wie die nationale Bewegung des 19./20. Jahrhunderts unterstellte. Vergessen wir auch nicht, daß die Geschichte des Bistums Hildesheim vorwiegend norddeutsche Geschichte ist. Nur zeitweise stehen die Beziehungen zum Reich, zu den deutschen Königen und römischen Kaisern beherrschend im Vordergrund. In aller Regel bestimmen regionale Kräfte oder zumindest die Spannungen zwischen regionalen und überregionalen Triebkräften die Geschehnisse. Es sind die sächsischen Großen, die weltlichen und geistlichen Fürsten und Grafen, des niedersächsischen Reichskreises, von deren politischem Ehrgeiz und Erbstreitigkeiten, Erfol-

gen und Mißerfolgen seit dem Mittelalter bis weit in die Neuzeit hinein abhängt, ob gute oder schlechte Zeiten dem Bistum und der Stadt Hildesheim ins Haus standen. Wir können sogar den historischen Raum, in dem sich die Stiftsgeschichte abspielte, noch enger durch mittlere Elbe und obere Weser, die Städte Magdeburg und Minden eingrenzen; denn „was jenseits der weiten norddeutschen Heideflächen und Moore, am Rhein und Main, in Böhmen und Brandenburg vorging, wirkte nur selten auf Hildesheim zurück“.²

² M. Hamann: Die geschichtliche Bedeutung der Schlacht bei Dinklar, 3. Sept. 1367, in: Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 35, 1967, S. 7.



Der Rittersaal

Es hat aber auch andere Zeiten gegeben, in denen sich dieser Raum dem Weltgeschehen weit öffnete, die universalgeschichtlichen Erschütterungen aufnimmt und verarbeiten muß – ich erinnere an den Investiturstreit, den Untergang der Stauer und zeitweisen Aufstieg der Welfen, Reformation, Religions- und Erbfolgekriege bis hin zur französischen Revolution. Die Fürstbischöfe sind den säkularen Kräften ausgesetzt gewesen wie der Mensch den Naturgewalten. Sie haben sich zu schützen, zu wehren versucht, doch ihre Kräfte waren stets eng begrenzt. Wenn das Hochstift Hildesheim relativ lange, weit über Luthers Auftreten hinaus, noch

bis 1802 bestanden hat, als einziges im nördlichen Deutschland, so war dies kaum noch eigenständigen Kräften, sondern deutschen, ja europäischen Machtkonstellationen zu verdanken. Was nicht hindert, daß das geistliche Fürstentum auch hier seine spezifische Problematik vorzeigte, daß es vor dem Untergang so gut wie keine rettenden Abwehrkräfte entwickelte. Die geistlichen Staaten waren in einer säkularisierten Welt zu Anomalien geworden und dem entscheidenden Impetus aller Geschichte, dem Kampf um Macht und Überleben, zum Opfer gefallen.

Die Säkularisation hat die Spannungen zwischen

Kirche und Staat nicht aufgehoben. Die katholische Kirche ging aus ihnen zugleich verarmt und gestärkt hervor, wie einst aus Luthers Kritik. Die Distanz zum Staat, die Konzentration auf Gemeinde und Verkündigung kamen dem politischen Katholizismus im 19. Jahrhundert, im Zeitalter der Demokratie, hilfreich entgegen. Der diesjährige evangelische Kirchentag in Hannover hat einmal mehr bewiesen, daß für viele und heute gerade für junge Menschen persönliches kirchlich-christliches Engagement und kollektive politische Aktion nur verschiedene Seiten derselben Medaille sind. Und zur gleichen Zeit kann sich aufklärerischer Hochmut zu dem törichtesten Satz versteigen, den sich die Göttinger für teures Geld in Bronze eingravieren ließen: „Die unheilige Allianz“ – heißt es dort – „zwischen Kirche und Staat führt immer zu Krieg und Verbrechen“.³

Ich bin damit zwei Jahrhunderte über mein Thema hinausgeeilt, um das Spannungsverhältnis zwischen Kirche und Religion einerseits, Staat und Gesellschaft andererseits anzudeuten. Verfolgen wir nun, wie es sich in der Geschichte der Bischöfe von Hildesheim realisiert.

2. Anfänge bis Hochmittelalter

Geschichtliche Voraussetzung der Bistumsgründung – ich berichte hier nichts Neues – sind die Sachsenkriege Karls des Großen, auch wenn die Konstituierung und die Ordinierung eines ersten Hildesheimer Bischofs erst nach Karls Tode im Jahre 815 durch Ludwig den Frommen geschehen sein wird. Sie werden die lebenswerte Legende kennen von dem Baum, der die vergessenen und wiedergefundenen Reliquien der Gottesmutter nicht hergab und so den Kaiser bestimmte, den Bischofssitz von Elze nach Hildesheim zu verlegen.^{3a} Dem Historiker obliegt die Verpflichtung, den lieben Gott aus dem Spiel zu lassen. Er muß sich also mit der Feststellung begnügen, daß wir nicht mehr wissen, warum gerade eine kleine Siedlung namens Hildesheim ausgewählt wurde, ob allein die verkehrsgünstige Lage an einer Innerstefurt den Ausschlag gab oder ob altsächsische politisch-kultische Traditionen entscheidend waren. Da die Sachsenkriege die Landschaft zwischen mittlerer Leine und Innerste rasch ausklammerten, müssen Bergland und Börden entweder längst in das Verkehrsnetz des fränkischen Reiches einbezogen oder ziemlich bedeutungslos gewesen sein; was immer zutrifft, die Wahl von Hildesheim erwies

sich als eine glückliche. Der Kaiser hat ihr sicher zugestimmt; wer aber hat wirklich ausgesucht, wer stiftete Grund und Boden, wer stellte die für ein geistliches Zentrum unerläßlichen Arbeitskräfte und Arbeitsmittel?

Der um die Geschichte der Stadt Hildesheim so verdiente ehemalige Stadtarchivar Johannes Gebauer hat im Jahre 1947 das für ihn am Gründungsvorgang Wesentliche so kommentiert: „An der Wiege des in die Geschichte eintretenden Hildesheim hat ... die Reichsgewalt unmittelbar Pate gestanden und ihm als gute Fee das Geschenk der Reichsverbundenheit mit auf den Lebensweg gegeben.“⁴ Würde man das Bild fortspinnen, verkörperte heute die Bonner Bundesregierung die gute Fee, müßten die Hildesheimer aus Bonn allein Lust, aus Hannover nur Frust beziehen. Mit welchem zugegeben etwas schiefem Bild lediglich davor gewarnt werden soll, positive Eigenschaften allein den zentralen, negative nur den regionalen Kräften anzulasten.

Kein Zweifel, unbekannte ostfälische Große haben an der Fundierung mitgewirkt. Die Wissenschaft hat sich ja gerade in den letzten Jahrzehnten der Erkenntnis geöffnet, daß der sächsisch-fränkische Adel schon vor dem großen Karl miteinander versippt war. Was aber in Ostfalen bis dahin fehlte, waren Kleriker, welche die römisch-christliche Kulturtradition kannten, die lateinische Sprache und Schrift beherrschten, welche die eindrucksvollen Überreste römischer Zivilisation gesehen hatten, die damals an Rhein, Mosel und wie selbstverständlich im ganzen Mittelmeerraum noch herumstanden oder wenigstens herumlagen. Die Männer, welche diesem Lande den Anschluß an die christliche Antike vermittelten, Missionare und Priester, mußten notwendig Fremde sein. Der erste Bischof, Gunthar, kam aus Reims, war also Franke; erst der vierte Bischof, Altfrid, entstammte einem einheimischen Adelsgeschlecht. Selbstverständlich ist die Her-

3 Vgl. Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 23./24. Juli 1983.

3a Wortlaut zuletzt bei F. Eymelt: Der Hildesheimer Mariendom und der heilige Godehard – Patron des Bistums Hildesheim, in: A. Leidl (Hrsg.): Bistumspatrone in Deutschland, München-Zürich 1984, S. 215 – 223, hier S. 215 f.

4 J. Gebauer: Die Stadt Hildesheim und das „Heilige Römische Reich“. Ein Längsschnitt durch die Beziehungen einer niedersächsischen Stadt zum alten Reiche, in: NdsJbLdGesch 20, 1947, S. 49.

ausbildung und Assimilation einer sächsischen Geistlichkeit nur eine Frage der Zeit gewesen, sie war kein Anlaß zu politischen Konflikten. Die hingen vielmehr damit zusammen, daß im Verlaufe des hohen Mittelalters, vorzüglich im Zeitalter der Salier und Staufer, die Bischöfe zum verlängerten Arm der süddeutschen Reichsgewalt und damit immer wieder zum Gegner der auf heimische, sächsische Interessen konzentrierten Kräfte werden sollten.

Es ist immer das Problem der Kirche gewesen, daß ihre Diener den Himmel predigen, aber auf dieser Erde leben müssen. Die fränkisch/deutschen Könige statteten die junge Domkirche großzügig mit Königsgut aus. Sie erwarteten als Gegenleistung Unterstützung, ja Vertretung der königlichen Politik im Sprengel. Bis ins 13. Jahrhundert entschieden im wesentlichen die Könige bzw. ihre Anhänger über die Besetzung des Bischofsstuhles, gaben immer Rücksichten auf die Reichspolitik den Ausschlag. Damit kommen sehr unchristliche Motivationen in die Personalpolitik. Erstmals greifbar werden sie im Jahre 845, als ein gewisser Ebo, der sich als Erzbischof von Reims mißliebig gemacht hatte, nach Hildesheim abgeschoben wurde.

Wenig später war von königlicher Macht im Lande nicht mehr viel verblieben, war Sachsen den Einfällen von Wikingern und Ungarn schutzlos preisgegeben. Daher sammelten sich die Aufgebote unter einem Herzog, der als Vertreter des Königs auch die Bischöfe und deren Leute zur Landesverteidigung heranzog. Als bei einem Normanneneinfall im Jahre 880 das sächsische Heer unter seinem Herzog Bruno unterlag, angeblich bei Ebstorf, wurde auch der Hildesheimer Bischof Markwart erschlagen; vermutlich mit dem Troß, denn es ist schwerlich vorstellbar, daß ein Bischof mit Helm, Schwert und Schild in der Schlachtreihe gestanden haben sollte. Bischof Markwart leistete damit – wir würden heute sagen: als Staboffizier – dem Sachsenherzog jenen Dienst, den die Könige von ihm erwarteten. Da nun aber das mächtige sächsische Herzogsgeschlecht der Liudolfinger das Bistum Hildesheim mit seinem Besitz und seiner Macht geradezu einkreiste, entstand eine regionale Abhängigkeit, die sich nur deswegen wieder auf die Reichsebene verlagerte, weil im Jahre 919 der Sachsenherzog Heinrich zum deutschen König gekürt worden war. Damit aber rückte das Bistum Hildesheim sozusagen vom Zonenrand in das Kraftzentrum des Reiches. Vielleicht ist es auch für uns tröstlich und hoffnungsvoll zu sehen, wie schnell eine landschaftliche Machtverschiebung in der deutschen Geschichte erfolgen kann.

Die Sachsenkönige verlagerten allerdings das Schwerkraft ihrer Macht bald ostwärts, konsequent erwählte Otto der Große den neuen Magdeburger Dom zu seiner Grablege. Gleichwohl wird noch der letzte dieses Geschlechts, Kaiser Heinrich II., Zeugnis ablegen, daß er und seine Eltern aus dem Schoß der Hildesheimer Kirche hervorgegangen sind. Nun ist schmeichelhaften Komplimenten großer Herren gegenüber immer Vorsicht geboten. Tatsächlich war Hildesheim kein bevorzugter Festplatz der Könige und Kaiser. Als Heinrich II. im Jahre 1003 erstmals die Stiftsgebäude aufsuchte, erregte dies großes Aufsehen, weil vor ihm, wie die Lebensbeschreibung des Bischofs Bernward ausdrücklich bezeugt, aus Achtung vor dem geweihten Ort keiner der Könige gewagt habe, den Dombezirk zu betreten.

Ich kann hier nur am Rande darauf hinweisen, daß Otto der Große die deutschen Bischöfe stärker als zuvor in die Reichsverfassung eingebaut und zum Reichsdienst herangezogen hatte. Die Auswirkungen zeigen sich erstmals bei Bischof Othwin, der zwei Jahre in Italien verweilte, als er Otto I. zur Kaiserkrönung (962) nach Rom begleitete. Immerhin fiel dabei für Hildesheim etwas ab, weil zwei seiner Leute – etwas außerhalb der Legitimität – Reliquien des heiligen Epiphanius aus Pavia mitgehen ließen. Othwin scheint sich übrigens auch künstlerischen Anregungen geöffnet zu haben, ohne daß davon viel erhalten geblieben ist. Erst sein berühmter Nachfolger, der 1192 heilig gesprochene Bischof Bernward, hat in fast dreißigjährigem Wirken (von 993 bis 1022) einzigartige, in ihrer Monumentalität und Originalität unübersehbare Spuren hinterlassen. Unter ihm und durch ihn strahlt um die Jahrtausendwende die Hildesheimer Kirche erstmals über alle anderen deutschen Episkopate.

Bernward stammt aus einer ostsächsischen Grafenfamilie, ist also ein Produkt dieses Landes; möglicherweise ein sehr hochkarätiges. Denn vor diesem, Ihrem Kreis darf ich auf die auffallende Tatsache hinweisen, daß eine ganze Reihe seiner Verwandten, Großvater, Oheim, Bruder und Schwestern, namentlich genannt werden, doch nie sein Vater. Daher will die Vermutung nicht verstummen, er sei illegitimer königlicher Herkunft gewesen. Jedenfalls würde sich daraus einleuchtend erklären, warum der hochbegabte Zögling der Hildesheimer Domschule früh an den Hof geholt wurde, in die Vertrauensstellung eines Erziehers des unmündigen Kaisers Otto III. und zugleich als politischer Berater, also Mitglied von Hofkapelle und Kanz-

lei. Im Dienst Ottos III. hat er bei römischen Straßenkämpfen die heilige Lanze getragen, ein kaiserlicher Auftrag führte ihn bis ins ferne Byzanz. Seine bedeutendste Leistung ist die Übertragung und Fortführung der römisch-romanischen Kunsttraditionen in (Nord-) Deutschland. Seine Stiftung und Grablege, die Michaeliskirche in Hildesheim, setzte neue künstlerische Maßstäbe am Übergang der ottonischen zur romanischen Architektur. Seine monumentalen Bronzegüsse – ich erwähne nur die Dompforten und die Christusssäule – sind wohl durch stadt-römische Vorbilder angeregt: die Türen von St. Sabina und die Säulen der Kaiser Trajan und Mark Aurel dürften Pate gestanden haben. Aber sie vereinen doch auch selbstbewußt in Darstellung und Dekoration christlich-biblische Motive mit germanischer Tradition. Lassen Sie mich also festhalten, daß die Bernwardinischen Bronzen anderthalb Jahrhunderte früher entstanden sind als jene Großkatze, die Heinrich der Löwe vor seiner Braunschweiger Burg aufstellen ließ und um die es so viel Streit und Aufregung gegeben hat. Im übrigen wollen wir über dem mit eigenen Händen gestaltenden Künstler und Mäzen nicht den Seelenhirten und den Staatsmann vergessen, der nach 983 gegen die vordringenden Slawen Wallburgen anlegte, die Hildesheimer Domburg mit einer vielbewunderten Mauer schützte.

Unserem so stark auf Bilder und gegenständliche Überlieferung ausgerichteten geschichtlichen Begreifen fällt es schwer zu verstehen, daß nicht Bernward, sondern sein Nachfolger Godehard, der erste heilig gesprochene Hildesheimer Bischof, derjenige gewesen ist, der im Mittelalter den Namen und Ruhm Hildesheims in deutschen Landen am meisten verbreitet hat. Obwohl ganz anders strukturiert, war er doch nicht in allem das Gegenteil Bernwards; wie jener förderte er Künstler und Schulen, sammelte er Bücher. Er vollendete die Michaeliskirche und baute mehr als dreißig Kirchen. Doch bei ihm stand, und das ist entscheidend, die geistliche Seite des bischöflichen Amtes bewußt im Vordergrund. Seiner Herkunft nach Bayer, stammte er aus eher kleinen Verhältnissen und zeigte früh Neigung zu Frömmigkeit und mönchischer Lebensführung. Nicht höfische Beziehungen, sondern Erfolge bei der Reform bayrischer Benediktinerklöster sowie der Abtei Hersfeld, welche den Beifall der Krone gefunden hatten, bestimmten Kaiser Heinrich II., ihm das Bistum Hildesheim zu übertragen. Seine Heiligsprechung 1131 war eine Art Bekenntnis zum geistlichen Bischofsamt, freilich auch ein Affront gegen Kaiser Lothar, der, weil die Kanonisierung die Hildesheimer Position stärkte,

die Verehrung des heiligen Godehard in seinem Einflußbereich unterband.

Die Glanzzeit der Hildesheimer Kirche ist das hohe Mittelalter. Anders als sonst üblich bestimmt hier nicht der gotische, sondern der romanische Stil den Sakralbau; und zwar so, wie er sich heute darstellt, in einer Strenge, die, genaugenommen, nicht original ist. Denn beim Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkriege hat man vor allem im Dom die barocken Ein- und Ausbauten weitgehend fortgelassen und damit eine ganze Epoche eliminiert – wir werden darauf zurückkommen. Inzwischen muß ich mich freilich in der Tugend der Entsagung üben und darauf verzichten, die Bischöfe einzeln zu würdigen. Lassen Sie mich also nur anmerken, daß auch nach Bernward und Godehard bedeutende Kirchenfürsten den Bischofsstab geführt haben, wenigstens den ersten Bischof Berthold (1119–1130) und Bischof Adelog (1171–1190) darf ich namentlich nennen. Zu ihrer Zeit hatten sich freilich die politischen Anforderungen an die Hildesheimer sowie an die anderen Bischöfe derart vermehrt, daß mit der Haltung heiliger Asketen weniger gedient war. Man wird da an die NS-Zeit und die Haltung des Episkopats in jenen Jahren erinnert. Nur maßen sich, wenn es um das hohe Mittelalter geht, die Historiker nicht an zu wissen, ob Märtyrer oder anpassungsfähige Kirchenpolitiker mehr für das Überleben der christlichen Botschaft getan haben. Die Hildesheimer Bischöfe haben jedenfalls im 11./12. Jahrhundert ein Beispiel dessen geboten, was man in weniger problematischen Zeiten als kluge Anpassung bezeichnet hat. Dazu gehörte auch eine wachsende Distanz zum Reichsregiment. Unter den ersten Saliern finden wir stramm kaisertreue Prälaten; ich darf hier die Bischöfe Dithmar (1038 – 1044), Azelin (1044 – 1054) und Hezilo (1054 – 1079) nennen, die vorher in der nächsten Umgebung des Herrschers gedient hatten bzw. Reichskanzler gewesen waren. Im Domhof war man stolz darauf, führte jedenfalls eine ansehnliche Liste der Inhaber hoher kirchlicher Würden, deren Laufbahn im Hildesheimer Domkapitel begonnen hatte. Im politischen Leben ist obrigkeitliches Wohlwollen stets nur ein Mittel zum Zweck: Da die Kaiserstadt Goslar mit ihren Kirchen und Stiften in der Diözese lag, mußte von Seiten der Krone auf ergebene Bischöfe in Hildesheim besonders geachtet werden, sind unliebsame zum Rücktritt gezwungen worden. Das freilich war ein seltener, der äußerste Schritt. Im Investiturstreit ist es den Bischöfen gelungen, sich aus dem offenen Streit herauszuhalten; auffällig ist dies

deswegen, weil das ostsächsische Nachbarbistum Halberstadt meist führend an der Spitze der Opposition gegen süd- oder westdeutsche Könige stand. Lag es daran, daß in Hildesheim die Reichstradition stärker nachwirkte, oder fühlte man sich hier von der Reichsgutpolitik Heinrichs IV. weniger bedroht? Ganz unempfindlich war man gewiß auch auf dem Hildesheimer Domhof nicht. Gegenüber dem Sachsenkaiser Lothar (von Süpplingenburg) zeigte man eine erstaunliche Zurückhaltung, so als ob man von einem allzu mächtigen Nachbarn nicht viel Gutes erwartete. Und damit war die Kirche im Recht; denn aus dem folgenden Thronstreit zwischen Welfen und Staufern konnten sich die Bischöfe nicht länger heraushalten, unter Heinrich dem Löwen verwüsteten welfische Partigänger das Land.

Noch ehe das rücksichtslose Machtstreben des Sachsenherzogs die Dinge zum Reichskrieg trieb, als sich noch die Fronten formierten, schrieb Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa, dem Bistum goldne Worte ins Buch der Geschichte. Um das Jahr 1160 rühmte er die Hildesheimer Kirche – ich darf hier einmal die feierliche Originalsprache zitieren – als *sancta ecclesia Hildiniseheimensis, quae ab ipso suae fundationis exordio nostro cognoscitur imperio fidelissima semper extitisse*. Er bezeichnete sie also als heilige Hildesheimer Kirche, die von den Anfängen ihrer Gründung an als die unserem Reiche getreueste bekannt sei.⁵ Schöne, aber auch verpflichtende Worte. Diesmal zahlte sich Treue zum König aus: Heinrich der Löwe scheiterte, von ihm drohte in den letzten Jahren keine Gefahr mehr. Neue Befürchtungen tauchten auf, als Kaiser Friedrich II. im Jahre 1235 den welfischen Erben Otto, genannt das Kind, zu Mainz mit einem neugeschaffenen Herzogtum Braunschweig-Lüneburg belehnte. Ihnen abzuhelpfen, wurde damals festgestellt, daß das Bistum Hildesheim dem König unmittelbar, also keiner anderen Herrschaft und keiner Herzogsgewalt unterstehe. Damit aber war endgültig den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg und späteren Kurfürsten von Hannover ein Dorn ins Fleisch gesetzt, von dem sie erst 6 Jahrhunderte später der Wiener Kongreß befreite.

3. Spätmittelalter und Reformation

Der Raum, auf den sich der Mainzer Spruch bezog, war nicht mehr die Diözese, sondern das Hochstift Hildesheim, jenes Gebiet also, in dem sich die sogenannte Landesherrschaft der Bischöfe etabliert hatte;

d.h. wo sie zu gebieten und zu verbieten hatten, Steuern erheben durften – mit Zustimmung der Landstände selbstverständlich –, Gerichts- und Heerfolge beanspruchen konnten.

Den Ausgangspunkt und Kern des bischöflichen Staates bildet der engere Bereich um die Metropole, also die fruchtbare Hildesheimer Börde. Von hier aus haben die Bischöfe seit dem 11. Jahrhundert vor allem im südlichen und südwestlichen Teil ihrer Diözese – und darüber hinaus – Fuß zu fassen versucht, während der nördliche Sprengelteil jenseits der Lößplatte und der äußerste Südwesten nach einigen fehlgeschlagenen Eingliederungsversuchen unberücksichtigt blieb. Um 1100 sind die Grafen zwischen mittlerer Leine und Oker bereits Lehnsleute des Hildesheimer Bischofs, ihre Burgen legten sich wie ein schützender Ring um die Hauptstadt. Im Laufe des 12. Jahrhunderts bekamen die Bischöfe diese Burgen dadurch in ihre Hand, daß sie die Befestigungen mit abhängigen Ministerialen amtsweise besetzten. Weitere Burgen wie neugegründete Städte sicherten und befestigten ein Territorium, das sich um 1300 in seiner Urgestalt herausgeschält, das bis zum Jahre 1367 seine endgültige Form gefunden hatte.⁶

Dieses Staatsgebilde war im Vergleich zu den am Rande des Reiches emporsteigenden neuen Mächten, also den Territorien der Habsburger, Luxemburger, Hohenzollern oder des Deutschen Ordens ein recht bescheidenes. Gemessen am Besitz der meisten anderen geistlichen und weltlichen Fürsten des römisch-deutschen Reiches, der Prälaten, Grafen, Herren und Reichsstädte gehörten aber die Bischöfe von Hildesheim noch immer zu den ansehnlicheren Reichsständen. Innerhalb der *Germania sacra* waren – jedenfalls in neuerer Zeit – nur die Erzstifte Köln, Mainz und Trier sowie die Hochstifte Würzburg, Münster, Lüttich, Augsburg und Freising von größerer Bedeutung – man spürt es der barocken Bausubstanz dieser Orte in der Regel noch an. Im norddeutschen Raum schätzte man übrigens die Leistungskraft des Hochstifts Hildesheim in etwa derjenigen von Ostfriesland gleich, jedoch höher als die der Bistümer Paderborn oder Osnabrück.

5 W. Heinemann: Das Bistum Hildesheim im Kräftespiel der Reichs- und Territorialpolitik vornehmlich des 12. Jahrh., Hildesheim 1968, S. 240.

6 M. Hamann: Das Staatenwesen der Fürstbischöfe von Hildesheim im 18. Jahrhundert, in: NdsJbLdGesch 34, 1962, S. 161.

Nur in Deutschland haben sich – sieht man vom römischen Kirchenstaat ab – die geistlichen Staaten über Jahrhunderte behauptet. Sie waren ein Erstarrungsprodukt der Reichsverfassung, erklärbar nur aus der Ohnmacht des Königtums, an dessen Erstarken in Norddeutschland kaum jemand sonderlich interessiert war: jedenfalls so lange von auswärts kein dem einzelnen überlegener Gegner drohte. Das aber ist hier im späten Mittelalter nicht der Fall. Gleichwohl ist dem Bischofsamt daraus kein Segen erwachsen. Jetzt erforderte die Verwaltung und Erhaltung des Territoriums Männer, denen Helm, Brünne und Schwert nicht minder standen als Chorrock und Mitra. Seit der persönliche Reichsdienst der Bischöfe, damit aber auch der Schutz durch die Könige entfiel, waren sie, um sich im Kleinkrieg der lokalen Gewalten zu behaupten, auf die eigene Kraft angewiesen. Die rohe Praxis der Zeit, die der adligen Fehde die – häufig mißbrauchte – Rechtfertigung eines Rechtsmittels zubilligte, drängte das weltliche Amt in den Vordergrund, bis die Reformation das geistliche Fürstentum überhaupt in Frage stellte. Im 13. und 14. Jahrhundert finden wir gelegentlich noch große Priester. Doch sie versagten wie der gelehrte Mönch Johann Schadeland (1363 – 1365), dem, als er sich beim Antritt seines Amtes nach den theologischen und juristischen Büchern seiner Vorgänger erkundigte, Panzer, Schilde und Helme in der Schatzkammer gezeigt wurden. Da war sein Nachfolger, Gerhard vom Berge (1365 – 1398) – Nachfahr eines eingesessenen Dynastengeschlechts – von anderem Holz. Er ließ 1367 seine Leute nicht im Stich, als sie sich mit den überlegenen Reitern des Erzbischofs von Magdeburg und des Braunschweiger Herzogs auf dem Streitacker bei Dinklar herumschlügen – und einen stolzen Sieg davontrugen.

Das Spätmittelalter, meine Damen und Herren, gilt als Zeit des Niedergangs, gleichsam als zielstrebigem Marsch zum Untergang hin. Die negativen Erscheinungen sind in der Tat zahlreich: politische und militärische Niederlagen und immer wieder Fehden, in die sich die Bischöfe verwickelten. Um sich und dem Lande Rückhalt zu verschaffen, werden Söhne benachbarter Fürsten- oder Grafenhäuser gewählt, Welfen und Askanier, Schaumburger, Hoyaer und andere. Man wird an die Heiratspolitik der weltlichen Fürsten erinnert. In beiden Fällen sind bewaffnete Auseinandersetzungen unter Verwandten nicht ausgeblieben. Und wie die dauernden Landesteilungen ein Erbübel der weltlichen Großen blieben, so schwächten sich die geistlichen Staaten durch zwiespältige Bischofswahlen,

also Doppelwahlen. Dreimal, 1246, 1331 und 1471 kam es dazu, daß sich das Domkapitel in zwei Parteien spaltete und jede ihren eigenen Bischof wählte bzw. keinen Mehrheitskandidaten anerkannte. Die unvermeidlichen Auseinandersetzungen endeten stets mit empfindlichen Verlusten der bischöflichen Rechte und gewaltigen finanziellen Einbußen. Bei solchen Gelegenheiten ließ sich die Stadt Hildesheim ihre Hilfe regelmäßig mit Privilegien bezahlen, die immer auf größere Unabhängigkeit hinausliefen. Burgen und Ämter gingen in die Hände kapitalkräftiger Adelsfamilien über, die sie zur Stärkung der eigenen Machtstellung nutzten, auch wenn die Schlösser dem Bischof geöffnet bleiben mußten. Unter solchen Umständen blieb naturgemäß für den Kirchenbau nicht mehr viel übrig.

Bei dem steten Machtverlust handelte es sich, angenommen, weniger um einen Rückgang als um einen Stillstand der bischöflichen Gewalt. Denn andere Kräfte haben in der gleichen Zeit einen erstaunlichen Aufschwung genommen: ich meine den Landadel und vor allem die Städte, allen voran die Bischofsstadt selbst. Profitierten anfänglich die Bürger vom Schutz durch die Domburg, so verkehrten sich die Verhältnisse im späteren Mittelalter ins Gegenteil. Seit etwa 1250 hatte die Bürgerschaft den Schutz der Domburg übernommen.⁷ Aber noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts konnten die Bischöfe die Stadt in Schach halten durch den Bau von zwei Zwingburgen, welche sie an der Innerste unterhalb und oberhalb der Stadt anlegten; also der Burgen Steuerwald (seit 1310) und der Marienburg (1349). Die Unabhängigkeitsbestrebungen der Stadt ließen sich indessen nicht eindämmen; seit dem 15. Jahrhundert schützte und beherrschte die Stadt die beiden Burgen vor ihren Toren. Und in den Bergschlössern lief längst nichts mehr gegen den Willen ihrer Inhaber. Doch schon hatte sich der Wind gedreht: Um 1500 ist die Macht der Landesfürsten wieder im Vormarsch. Da führte eine merkwürdige, im ganzen untypische Kette von Ereignissen dazu, daß, noch ehe sich die Reformation durchgesetzt hatte, das Hochstift so stark dezimiert wurde, daß die Bischöfe damit weder leben noch sterben konnten, bis es 1643, wider alle Zeittendenzen, in scheinbar alter Blüte erstand.

⁷ Goerges/Spehr/Fuhse: *Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande Braunschweig und Hannover* Bd. II, Braunschweig 1927, S. 308.

Ich muß und will Ihnen die Einzelheiten der berühmten, von 1519 bis 1523 dauernden Hildesheimer Stiftsfehde ersparen.⁸ Sie zehrte die überschüssigen Kräfte im südlichen und mittleren Niedersachsen in einem Maße auf, daß 1525 den kleinen Leuten die Lust vergangen war, sich vom mitteldeutschen Bauernkrieg anstecken zu lassen. Damals überschnitten sich regionale und nationale Motive in verhängnisvoller Weise. Ebenso wie der Hauptverbündete, der Lüneburger Herzog, der bei der Kaiserwahl von 1519 auf die falsche, nämlich die französische Karte gesetzt hatte, verfiel auch Bischof Johann der Reichsacht. Das Hochstift wurde als leichte Beute den welfischen Herzögen Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und Erich von Braunschweig-Calenberg preisgegeben. So verblieb nach dem Friedensschluß von 1523 den Bischöfen nicht viel mehr, als zu ihrer und des Domkapitels standesgemäßer Versorgung unabdingbar war. Und doch sollte gerade diese Konstellation erheblich dazu beitragen, daß der Lebensfaden des Hochstifts noch knappe drei Jahrhunderte fortglühte.

4. Barocker Ausklang

Denn da sich ab 1523 der größere Teil des Stifts in welfischer Hand befand, reizte der kümmerliche Rest kaum noch den Ehrgeiz großer Herren. Andererseits waren die Domkapitulare konsequent genug, künftig keinen Herzog von Braunschweig-Lüneburg mehr als Administrator zu wählen – getreu dem Satz: Nur die allergrößten Kälber suchen ihren Schlachter selber. So blieb das Bistum in den entscheidenden mittleren Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in der Hand zwar ohnmächtiger, aber doch – von einer Ausnahme abgesehen – der katholischen Kirche ergebener Bischöfe. Ohnmächtiger Bischöfe allerdings, denn die Ordinierung eines engen Mitarbeiters Kaiser Karls V. – ich meine den Bischof Balthasar Merklin (1527 – 1531) – fruchtete so wenig wie die Bestallung eines hochqualifizierten Juristen in der Person des Bischofs Valentin von Teteleben (1537 – 1550). Da also so wenig von den benachbarten Fürsten wie von der Reichsspitze Hilfe zu erwarten war, ging die Hildesheimer Kirche einen dritten Weg.

Im Jahre 1573 wählte das Domkapitel den jungen Herzog Ernst von Bayern zum Bischof. Es suchte damit Anschluß an den wichtigsten Exponenten der Gegenreformation in Deutschland und fand zugleich Rückhalt an einem der großen katholischen Fürsten-

häuser. Damit aber setzte für mehr als zwei Jahrhunderte eine Entfremdung aus dem niedersächsischen Raum ein; denn seit derselbe Ernst 1583 zugleich Erzbischof von Köln geworden war, bildete das wichtigste rheinische Erzstift (bis 1761) praktisch eine bayerische Sekundogenitur, dem sich, von Kurfürst zu Kurfürst wechselnd, gleich einem reichen Kranz die Stifter Lüttich, Münster, Paderborn, Osnabrück und schließlich Hildesheim anschlossen. Allein diesem Rückhalt und einer zeitweisen Ohnmacht des Welfenhauses war es zu verdanken, daß das Hochstift die Wechselfälle des Dreißigjährigen Krieges nicht nur überstand, sondern daß es wie der Vogel Phönix aus ihnen verschönert hervorging. Denn im Jahre 1643 gaben die Braunschweiger Herzöge das sogenannte Große Stift, d.h. den größten Teil der von ihnen 1523 eingezogenen Ämter zurück. Damit konservierte sich im Herzen Niedersachsens eine katholische Enklave, die 1790 eine bischöfliche Relation an den Papst Pius VI. als „einzigartiges Kleinod der altväterlichen Religion in diesen Landen und Mahnmal des früheren Glanzes der Heiligkeit“ charakterisierte.

Anders als in Westfalen oder auf dem Eichsfeld ist von einer energischen Rekatholisierungspolitik hier allerdings relativ wenig zu spüren. Zwar fehlte es nicht an Versuchen. Doch die fürstbischöflichen Beamten vermochten sich gegen die vorwiegend evangelischen Untertanen nicht durchzusetzen, zumal die Landesherren sich selten in Hildesheim sehen ließen. In Hannover und Celle war man schnell geneigt, bei der geringsten Beschwerde der Hildesheimer Untertanen mit Wort und Tat zu intervenieren. Seit 1711 unterhielten die Hannoveraner sogar eine bescheidene Garnison in der Stadt Hildesheim. Vielleicht wäre die Säkularisation des Stiftes im 18. Jahrhundert Wirklichkeit geworden, wenn nicht jeder Zug der welfischen Politik von Berlin aus mit dem größten Mißtrauen verfolgt worden wäre und die Übersiedlung des hannoverschen Hofes von Herrenhausen nach St. James, dem düsteren Londoner Königsschloß, dessen Aktivität gelähmt hätte. Hildesheim ließ sich aus dem niedersächsischen Mutterboden eben nicht herauslösen. Es ist jedenfalls auffällig, wie schnell im 19. Jahrhundert die katholischen Beamtenfamilien (z.B. die Lochthausen, Schiller, Pfingsthorn, Zeppenfeld, Zimmermann), aber auch die doch besser fundierten Adelsfamilien (die Bo-

8 Vgl. jetzt U. Stanelle: Die Schlacht bei Soltau, in: NdsJbLdGesch 54, 1982, S. 153 ff.

choltz, Brabeck, Metternich, Plettenberg, Weichs) aus dem öffentlichen Leben zurücktreten bzw. ganz verschwinden.

Seit dem Siebenjährigen Kriege haben die Fürstbischöfe nur noch durch wohlwollende Neutralität gegenüber Preußen und Hannover, durch Verzicht auf jede Außenpolitik ihre Existenz zu behaupten versucht und auf die Unterstützung der katholischen Mächte verzichtet. Innenpolitisch werden die letzten Jahre überstrahlt von einer milden Abendsonne, denn die Spannungen zwischen Katholiken und Evangelischen waren auch hier endlich dem Geist der Toleranz gewichen. Freilich drängten sich jetzt politische und soziale Forderungen des Dritten Standes in den Vordergrund, die sich gegen Privilegien und Steuerfreiheit sowohl der höheren katholischen Geistlichkeit als auch

des protestantischen Adels richteten. Die Guillotine hat man freilich nie in Tätigkeit gesetzt.

Kein Zweifel, eine neue Zeit war angebrochen, als am Morgen des 3. August 1802 nicht weniger als 3.203 Mann preußischer Truppen mit klingendem Spiel in Hildesheim einrückten, und zwar, wie ein erschreckter Bürger ängstlich beobachtete, „alle scharf geladen und mit noch 60 Patronen“. Von Widerstand war keine Rede. Der preußische Kommissar, Graf von der Schulenburg, berichtete nach Berlin: „Wenn man die Advokaten und Geistlichen ausnimmt, so bleiben gewiß nicht viele, welche Euer Majestät Truppen nicht mit Freude erwartet hätten“. Daran war richtig, daß es in Hildesheim eine tiefergehende Anhänglichkeit an den geistlichen Staat nicht gegeben hat – wie z.B. in Münster. Der kleine Mann hoffte in der Tat, bei aller Sorge



Schloß Söder, Stich des 19. Jahrhunderts

vor der drohenden Soldatenspielerlei und preußischen Akzise, auf gewerblichen Auftrieb, geordnete Polizei und stabile Preise.

Fragen wir nach den Spuren, welche die Geschichte im Fürstbistum Hildesheim hinterlassen hat, so heben sich die zahlreichen sakralen Kunstdenkmäler am deutlichsten heraus. Zweifel sind angebracht, ob protestantische Landesherren die vielen Kirchen, Stifter und Klöster mit ihren mittelalterlichen Kunstschatzen ebenso liebevoll und aufwendig bewahrt und instandgehalten hätten. In der Reformationszeit säkularisierte Bischofsstädte wie Minden, Verden oder Bremen bieten da ein weit nüchterneres Bild. Im Hildesheimschen waren die Gebäude im großen und ganzen so gut, daß sie die Durststrecke der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts überdauerten, bis das Gefühl für denkmalpflegerische Verantwortung erwachte; Ausnahmen wie der Abbruch der Stiftskirche von Riechenberg 1818 und des Goslarer Domes 1819 bestätigen die Regel. Jedenfalls hat hier die Achtung vor überlieferten Kunstgegenständen, auch wenn sie mit dem Zeitgeschmack von Barock und Aufklärung nicht übereinstimmten, in Verbindung mit religiöser Scheu mittelalterliche Kostbarkeiten wie die Bernwardinische Plastik erhalten, die puritanischer Bilderstürmerei leicht hätten zum Opfer fallen können. Im 17. und 18. Jahrhundert hat die Gegenreformation eine Reihe kirchlicher Neubauten hervorgebracht wie zum Beispiel die Klöster und Kirchen zu Lamspringe und Grauhof, Schloß und Amtskirchen zu Liebenburg und Wohldenberg.

Die schönsten Zeugnisse barocker Innendekoration, die Ausstattung von Dom und Rittersaal, Schloß und Kurien in Hildesheim sind dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer gefallen; immerhin ist der Stuck in Ringelheim erhalten. Im weltlichen Sektor reichten Finanzkraft und Interesse der Fürstbischöfe nach dem Dreißigjährigen Kriege nicht mehr aus für einen aufwendigen Neubau der Residenz. Würzburg und Münster, Bonn und Koblenz haben da mehr zu bieten. Selbst der sonst so baufreudige Kurfürst Clemens August (1721 – 1761) begnügte sich im Hildesheimschen mit Jagdschlössern. Aber der Adel hatte Geld. Und so stehen die nach meinem Gefühl schönsten barocken Adelsschlösser Niedersachsens im alten Hochstift, in Brüggen und Söder. Nimmt man alles zusammen, zeigt sich, daß die Baufreudigkeit im Hildesheimischen die des umliegenden Landes weit übertraf.

Der unabweisbaren Kritik an den geistlichen Staaten

läßt sich entgegenhalten, daß die Wespen gewiß nicht in die schlechtesten Früchte stechen. Doch muß zumindest für die forschere Jugend das Leben im Domkapitel schon eine Herausforderung gewesen sein. Als der fünfundzwanzigjährige Freiherr Franz Wilhelm von Spiegel im Jahre 1777 in das Hildesheimer Domkapitel eingeführt wurde, konnte er unter den, wie er sagt, „meist stupiden Chorbrüdern“ nicht glücklich werden und notiert: „Weil ich alle politische und religiöse Heuchelei haßte, so konnte es nicht fehlen, daß es mir in Hildesheim mit diesen Hottentotten umzugehen mißfiel. ... Ihr geistlicher Stand machte sie zu Maschinenmenschen. Chorgehen und Brevierlesen waren außer Essen und Schlafen ihre einzige Beschäftigung“.⁹

Hermann Engfer, der verstorbene Bistumsarchivar, hat an diesen so vielgeschmähten Herren durchaus auch gute Seiten entdeckt.¹⁰ Doch mag mir erlaubt sein, noch auf die wohl schönste Karikatur der geistlichen Fürsten einzugehen, die kein geringerer als Meister Goethe festgehalten hat. Am 16. August 1814 hatte er in Bingen am Rochusfest teilgenommen. In die Beschreibung dieser Kirchweih nimmt er eine Persiflage auf den angeblich gewaltigen Weinkonsum der hohen Geistlichkeit des alten Reiches im allgemeinen und des letzten Kurmainzer Weihbischofs Valentin Heimes – er lebte von 1741 bis 1806 – im besonderen auf, deren Urfassung aus der Feder humorbegabter Amtsbrüder des Generalvikars stammen dürfte.¹¹ Zum Verständnis von Goethes Bericht muß lediglich vorausgeschickt werden, daß ein rheinisches Maß Wein zwei heutigen Normalflaschen, also 1 ½ Litern, entspricht.

In einer Fastenpredigt soll nämlich der Weihbischof das schreckliche Laster der Trunkenheit seiner Gemeinde mit den stärksten Farben dargestellt und also geschlossen haben: „Ihr überzeugt euch also hieraus, andächtige, zu Reu und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß derjenige die größte Sünde begehe, welcher

9 M. Braubach: Die Lebenschronik des Freiherrn Franz Wilhelm von Spiegel zum Diesenberg, Münster 1952, S. 183 (Veröffentlichungen der Hist. Komm. des Provinzialinstitutes für westf. Landes- und Volkskunde XIX, Westf. Briefe und Denkwürdigkeiten Bd. IV).

10 H. Engfer: Die Aufklärung im Hildesheimer Domkapitel, in: Alt-Hildesheim 29, 1958, S. 29 ff.

11 A. Bach: Der Mainzer Weihbischof Valentin Heimes und die „Weinpredigt“ in Goethes „St. Rochusfest zu Bingen“, in: Rhein-Vierteljahrsbll 27, 1962, S. 97 ff.

die herrlichen Gaben Gottes solchermassen mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: Der Wein erfreuet des Menschen Herz! Daraus erhellet, daß wir, uns und andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Maß Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Maß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst gerät, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Übermaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen, und seinesgleichen verächtlich.

Wer aber bei dem Genuß von vier Maß, ja von fünf und sechsen, noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinem Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich imstande findet, auch der genieße sein

bescheiden Teil, und nehme es mit Dank dahin. Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemanden die besondere Gnade verleiht, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend jemand losgefahren sei, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mir das Zeugnis geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vorteil meines Nächsten mich tätig finden zu lassen: so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen“.

Moderne Diktatoren zeichnen sich bekanntlich durch gänzlichen Mangel an Humor aus. Eine Geistlichkeit, die so über sich selbst lachen konnte, sie und ihr versunkenes Staatswesen können so schlecht nicht gewesen sein.